

Aprilynne Pike

DANGEROUS VISIONS

Es liegt in deiner Hand

Aprilynne Pike

DANGEROUS VISIONS

Es liegt in deiner Hand

Aus dem Englischen
von Karen Gerwig





Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Super Snowbright liefert Hellefoss AS, Hokksund, Norwegen.

1. Auflage 2015

© 2014 by Aprilynne Pike

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel
»Sleep No More« bei HarperTeen, an Imprint
of HarperCollins Publishers, New York

Published by Arrangement with IMAGINARY PROPERTIES LLC

© 2015 für die deutschsprachige Ausgabe:

cbj Kinder- und Jugendbuchverlag

in der Verlagsgruppe Random House, München

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Übersetzung: Karen Gerwig

Lektorat: Carola Henke

Umschlagfoto: plainpicture/Vanessa Chambard

Umschlaggestaltung: semper smile, München

kg · Herstellung: UK

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-570-15994-1

Printed in Germany

www.cbj-verlag.de

Für die Überlebenden von Newport

Zehn Jahre zuvor

Ich sitze auf dem kratzigen Sofa, starre auf die Augen meiner Mama und wünsche mir, sie würden sich öffnen. Alle sagen mir, sie werde aufwachen, aber es ist jetzt schon zwei Tage her. Tante Sierra hat es versprochen und der Arzt hat es auch gesagt.

Und Papa kommt nicht zurück. Nie wieder.

In meiner Vision war es Sierra, die starb. Ich habe nur versucht, das zu verhindern.

Doch es ist nicht so gekommen, wie ich es mir dachte.

Sierra lebt. Und Papa nicht.

Eine Dame ist gekommen, um mit ihr zu sprechen. Sie sind schon eine ganze Weile draußen im Flur. Ich schaue Mama an, dann stehe ich von der Couch auf und schleiche zur Tür. Sie sind leise, aber wenn ich das Ohr an den Türspalt lege, kann ich sie hören.

»Eigentlich sollte es mich treffen!«, flüstert meine Tante wütend, und mein Magen fängt an wehzutun. Ich wollte nicht, dass sie es weiß. Jetzt wird sie herausfinden, dass ich den Lauf der Dinge geändert habe.

»Du?«

»Ja, ich war gemeint, aber ich habe nichts getan! Du könntest mir ruhig vertrauen.«

»Wer dann?«, fragt die andere Dame.

Ich drücke die Daumen, aber Sierra verrät mich trotzdem. »Es muss Charlotte gewesen sein. Es muss ihr furchtbare Angst gemacht haben.«

»Dir ist klar, was für ein ernster Verstoß das ist«, sagt die Dame, und ich verstehe nicht, was sie damit meint, doch ihrem Tonfall nach kann es nichts Gutes sein.

»Sie ist sechs!«

»Sie hat die Regeln gebrochen«, sagt die Frau. »Du bist eine von uns, Sierra. Und hoffentlich wird es das Mädchen eines Tages auch sein. Aber nur, wenn du sie in den Griff bekommst.«

»Ich arbeite schon mit ihr, seit sie drei geworden ist!«, ruft Sierra aus.

»Dann wirst du dich wohl mehr anstrengen müssen, was?«

Sierra sagt etwas, aber so leise, dass ich sie nicht verstehe. Dann höre ich das laute Klappern hoher Absätze. Die Dame geht weg. Sierra kommt zurück.

Ich renne über den rutschigen Boden und springe gerade rechtzeitig auf die Couch zurück, als Sierra die Tür öffnet und den Kopf hereinstreckt. »He, Süße«, sagt sie. »Hast du Hunger?«

Ich habe keinen, doch als ich gestern den ganzen Tag Nein gesagt habe, ist Sierra sauer geworden. Also nicke ich.

»Dann lass uns etwas zu essen besorgen«, sagt sie und streckt mir die Hand entgegen.

Doch sie geht nicht mit mir in die Cafeteria. Sie bleibt an einem Automaten stehen und kauft eine Packung M&Ms, mit der wir in einen schummrigen, stillen Raum mit einem großen Kreuz an der Stirnseite gehen. Es sieht aus wie eine Kirche, aber eine Kirche in einem Krankenhaus kommt mir komisch vor. Ich nehme an, alle anderen finden das auch seltsam, denn der Raum ist leer.

Vielleicht hat mich Sierra deshalb hierhergebracht.

»Charlotte«, sagt Sierra, »du hattest eine Vision, nicht wahr?«

Meine Unterlippe zittert, und die Tränen in meinen Augen fließen über, während ich nicke.

»Und du hast versucht, es aufzuhalten.«

Ich nicke wieder, auch wenn die Art, wie sie es gesagt hat, eigentlich keine Frage war. Es ist schlimm, überhaupt Visionen zu haben. Sierra bringt mir, seit ich drei geworden bin, bei, wie man sie abwehrt.

Aber es ist schwer.

Und manchmal tut es weh. Diese hat sehr wehgetan.

»Ich habe versucht, dich zu retten«, flüstere ich unter Tränen und bekomme die Worte fast nicht heraus. Mein Kinn fällt auf die Brust, und ich spüre, wie sie mich auf ihren Schoß zieht, wo die lockigen Enden ihrer hübschen rotblonden Haare mein Gesicht kitzeln.

»Ich ziehe zu euch«, sagt sie, und ich bin so überrascht, dass ich laut schniefe und meine Tränen versiegen. »Deine

Mama wird viel Hilfe brauchen und... Ich werde eine Weile auf dich aufpassen«, sagt sie, und es klingt wie etwas Schlimmes.

Sie hebt mein Gesicht an und streicht mit den Daumen über meine feuchten Wangen. »Deine Mama wird wieder aufwachen«, sagt sie mit sehr ernster Stimme. »Und wenn es so weit ist, darfst du ihr nicht sagen, was passiert ist. Du darfst ihr gar nichts erzählen.«

»Aber du hast gesagt...«

»Ich weiß. Ich habe gehofft, dass wir es eines Tages können. Aber dieser Unfall hat alles verändert. Jetzt können wir es ihr nicht mehr erzählen.«

»Warum nicht?«, frage ich.

»Weil... weil sie vielleicht wütend wird. Auf uns beide«, sagt Sierra nach einem langen Schweigen, und meine Brust tut weh beim Gedanken, dass Mama böse auf mich sein könnte.

»Charlotte, leider ist es jetzt so weit, dass du dich viel erwachsener verhalten musst, als du bist. Es wird schwierig werden, aber du musst von jetzt an sehr, sehr hart daran arbeiten, die Regeln zu befolgen. Verstehst du das?«

Ich nicke, obwohl ich es eigentlich nicht verstehe.

Sierra wirft einen Blick auf die Tür zu dem kleinen Kirchenraum. »Nenn mir die Regeln!«, sagt sie.

»Du kennst die Regeln doch«, sage ich und reibe mir die Augen mit den Fäusten.

»Zähl sie mir noch einmal auf«, sagt sie; ihre Stimme ist jetzt sehr leise und sanft.

Ich weiß nicht recht, warum ich das hier tun soll, aber ich schaue sie an und fange trotzdem an, sie aufzusagen: »Verrate niemandem außer einem anderen Orakel, dass du ein Orakel bist.«

»Gut. Zwei?«

»Kämpfe mit aller Kraft gegen deine Visionen an. Gib niemals nach. Gib niemals auf. Schließe nicht die Augen.«

»Drei?«

»Ändere niemals und unter keinen Umständen die Zukunft.«

Sierra nickt und eine einzelne Träne glitzert auf ihrer Wange.

Dann verstehe ich es.

Ich bin schuld. Papa ist tot, weil ich die Regeln nicht befolgt habe. Ich verberge das Gesicht an der Bluse meiner Tante und fange an zu schluchzen.

1

Was würde ich nicht alles dafür geben, irgendwo zu leben, wo es keinen Schnee gibt. Dabei bleibt noch nicht einmal welcher liegen. Nur totes Gras und bitterkalter Wind. Ekelhaft kalt.

Bis ich die Tür der Highschool öffne und mir eine Mischung aus Hitze, Feuchtigkeit und Lärm entgegenschlägt. Die Eingangshalle ist ein einziges Chaos von Körpern, Musik und Handygezirpe, doch ich senke den Kopf und wandere wie durch ein verwinkeltes Labyrinth hindurch.

Der Bereich vor meinem Schließfach ist voller Leute, und einen Moment lang gebe ich mich der Vorstellung hin, dass sie dort warten, um mit mir zu sprechen. Aber ich weiß es besser. Robert Jones ist einer der beliebtesten Typen in der Schule, und sein Schließfach ist das rechts von meinem – daher der Großteil der Ansammlung.

Das Schließfach links von meinem gehört Michelle.

Wir waren einmal Freundinnen. Jetzt haben wir eine Art misstrauische Bekanntschaft. Michelle wirft einen Blick in meine Richtung, und obwohl sie mich gesehen hat – dieses leichte Weitwerden ihrer Augen verrät es –,

winkt sie den zwei Mädchen, die bei ihr stehen, und sie gehen gemeinsam in Richtung Cafeteria.

Was soll's.

Ich schiebe einen dicken Kerl, der mit Robert spricht, aus dem Weg, damit ich an mein Schließfach herankomme.

Leider spüre ich genau in diesem Moment ein Kribbeln am Rand meines Bewusstseins.

Eine Vision.

Fan-freaking-tabulous. Das hat mir kurz vor Schulbeginn gerade noch gefehlt.

Jetzt darf ich mich auch noch beeilen, um rechtzeitig an meinem Schließfach zu sein, damit ich mich hinkauern und dagegenlehnen kann und aussehen, als würde ich etwas tun. Etwas anderes.

Ich drehe die letzte Zahl und reiße an der Klinke. Sie rührt sich nicht.

Verdammt! Ich versuche die Zahlenkombi noch einmal, aber es ist zu spät. Ich werde mich auf den Boden setzen müssen. Meine Beine geben nach und ich falle hart auf die Knie. Ich lehne die Stirn an das kühle Metall und atme langsam, versuche, keine Aufmerksamkeit auf mich zu ziehen.

Die Visionen selbst sind nicht so schlimm; sie dauern meistens nicht einmal eine Minute. Aber ich hasse es, sie in der Öffentlichkeit zu haben, denn in diesen Sekunden bin ich blind für die Welt. Wenn keiner mit mir spricht, ist alles gut – dann bemerkt es niemand, die Vision löst

sich irgendwann auf, die Welt dreht sich wieder, und das Leben geht weiter.

Aber wenn jemand versucht, meine Aufmerksamkeit zu wecken, wird ihm kaum entgehen, dass ich komplett weggetreten bin. Danach muss ich mich tagelang veräppeln lassen. Zumindest war das früher so. Jetzt in der Highschool ist es ein bisschen besser. Die Leute wissen schon, dass ich ein Freak bin und ignorieren mich einfach. Das Dumme ist natürlich, jetzt wissen auch wirklich *alle*, dass ich ein Freak bin.

Darüber kann ich aber jetzt nicht nachdenken. Langsam hole ich Luft, wie durch einen Strohhalm, und schaue starr vor mich hin. Ich stelle mir bildlich vor, wie ich einen schwarzen Vorhang packe und vor mein inneres Auge ziehe – mein »drittes Auge«, wie Sierra es immer nennt –, um mich der Vision zu versperren. Gedachte Bilder helfen anscheinend.

Die Vorhersage trifft mich so oder so, aber wenn ich ihr meinen Geist versperre, ihn mit Dunkelheit fülle, werde ich sie nicht sehen.

Und wenn ich sie nicht sehe, werde ich nicht in Versuchung kommen, etwas zu unternehmen.

Das andere Gute daran, sie zu bekämpfen, ist, dass die Vision dann im Allgemeinen schneller vorbeigeht. Was das oberste Ziel ist, wenn ich in der Schule bin.

Sierra hat jahrelang verschiedene Methoden ausprobiert, mir zu helfen, meine Visionen abzublocken: einen großen schwarzen Farbpinsel; einen imaginären Schalter

ausschalten; sogar mein drittes Auge mit imaginären Händen zuhalten. Der schwarze Vorhang funktioniert bei mir am besten.

Aber keiner kann sehen, was ich im Inneren tue; sie sehen nur das Äußere. Und von außen bin ich ein normales Mädchen, das auf dem schmutzigen Boden kniet, den Kopf an den Spind gelehnt, vollkommen bewegungslos mit weit offenen Augen.

Ich kann sie nicht schließen. Die Augen zu schließen ist eine Geste der Kapitulation.

Ich klammere mich an die Worte, die ich früher so gehasst habe:

Gib niemals nach.

Gib niemals auf.

Schließe nicht die Augen.

Ich sage sie immer wieder wie ein Mantra und konzentriere mich auf die Worte statt auf die Kraft der Vision, die versucht, sich in mein Bewusstsein zu kämpfen.

Eine ankommende Vision fühlt sich an wie eine riesige Hand, die den Schädel quetscht und versucht, die Finger in dein Gehirn zu graben. Du musst dich dagegenstemmen, so fest du kannst – mit aller Konzentration, die du hast –, sonst findet sie eine Schwachstelle und kommt herein. Der Druck steigt stetig an, und dann, gerade wenn es wirklich schmerzhaft wird, lässt er wieder nach. Dann weißt du, dass du gewonnen hast.

Heute gewinne ich wie üblich. Es ist so normal, dass es sich nicht einmal wie ein Triumph anfühlt. Als das Ge-

fühl verebbt, gehört mir mein Körper wieder selbst. Meine Lungen schreien nach Luft, und obwohl ich sie in großen Zügen verschlingen will, mache ich wieder meine Atemübung durch den Strohhalm, damit ich nicht hyperventiliere. Den Fehler hab ich mal in der vierten Klasse gemacht und wurde ohnmächtig. War nicht mein bester Moment.

Noch ein paar Sekunden, dann werde ich wieder sehen können. Hören können. Der Lärm dringt wieder zu mir durch, als hätte jemand ein Radio eingeschaltet, und sobald ich die Kraft habe, strecke ich den Rücken und schaue mich vorsichtig um, ob es jemand bemerkt hat.

Niemand achtet auf mich. Ich taste nach meinem Rucksack und meine Hand umschließt stattdessen einen Schuh. Ich blicke auf und bemerke Linden Christiansen, der über meinem Kopf aufragt und meinen Rucksack in der Hand hält.

Demütigung und Glück kämpfen darum, mich zu ertränken.

Er streckt die Hand aus, und ich wünsche mir, es würde mehr bedeuten, als dass er eben ein netter Kerl ist, der einem Mädchen aufhilft. Doch sobald ich auf den Beinen bin, lässt er meinen Arm los. »Migräneanfall?«, fragt er, während er mir meinen Rucksack reicht.

Die Lüge, die mein Leben regiert. »Ja«, murmle ich.

Er schaut mich an, und ich gestatte mir einen Blick in seine Augen – und riskiere so, mich beim Anblick seiner hellblauen Augen, die mich an einen stillen Teich erinnern, in eine stammelnde Irre zu verwandeln. »Ich h-habe

heute Morgen neue Medikamente genommen«, stottere ich, »aber ich glaube, sie wirken noch nicht.«

»Willst du deine Mutter anrufen?«, fragt er mit besorgt gerunzelter Stirn. »Willst du nach Hause gehen?«

Ich lächle gezwungen und lache unsicher. »Nein, geht schon. Ich muss einfach in den Unterricht und mich hinsetzen. Sie fangen bald an zu wirken.«

»Bist du sicher? Soll ich dir den Rucksack tragen oder so?«

Ich bin versucht, ihn zu lassen. Alles, um noch ein paar Minuten mit ihm herauszuschinden. Doch die Vision ist vorbei – mir geht es wieder gut. Und mein Ego rebelliert dagegen, für einen Jungen Schwäche zu simulieren.

Nicht einmal für Linden. Den ich schon mochte, bevor mein Alter zwei Ziffern erreicht hat.

Es wird nie passieren. Selbst wenn er durch irgendein Wunder interessiert wäre, gäbe es da immer noch diese dummen gesellschaftlichen Grenzen, die uns praktisch wie Steinmauern trennen. Ich bin auf der künstlerischen Halb-Nerd-Seite. Linden steht auf der Superbeliebt-versuch's-erst-gar-nicht-Seite. Obwohl er so nett ist. Und manchmal mit mir redet. Hauptsächlich in der Chorstunde. Wenn ihm langweilig ist. Er singt eigentlich gar nicht sehr gut, er braucht nur Punkte in einem künstlerischen Fach.

Aber er würde nie mit mir ausgehen oder so.

Und was würde ich tun, wenn er mich doch einmal fragen würde? Ich kann mit niemandem ausgehen. Was sollte ich dem Typen sagen, wenn er fragt, warum ich immer so

angespannt und schreckhaft bin? Dass ich immer auf der Hut vor ungewollten Vorsehungen bin? Ja klar, das würde das Eis brechen.

Wie wäre es damit, warum ich nicht ins Kino will? Überhaupt nie? Jemandem zu erklären, dass ich keine schummrigen Orte mag, weil dort – genau wie mit geschlossenen Augen – die Visionen noch schwerer zu bekämpfen sind, ist noch peinlicher als die Lüge, dass ich mich im Dunkeln fürchte. Was ich Freunden erzählen musste, die bei mir übernachteten – nur einmal natürlich, bis ihnen klar wurde, wie schräg ich bin –, als sie mich fragten, warum ich mit eingeschalteter Nachttischlampe schlafe.

Nicht etwa ein Nachtlcht. Eine richtige *Lampe*.

»Bist du sicher?«, fragt Linden, und ich nicke; ich hasse es, dass ich innerlich weinen möchte. Er wirft mir ein Lächeln zu – ein echtes, ein nettes – und sagt: »Dann sehen wir uns im Chor.«

Ich winke schwach und schaue ihm nach. Wieder einmal wünsche ich mir, ich könnte einfach normal sein.

Bin ich aber nicht. Ich bin Charlotte Westing und ich bin ein Orakel. Wie die, von denen man in Büchern liest, die einst Weisheit übermittelten und tapferen Rittern bei ihrem Streben halfen. Doch *diese* Orakel existierten vor langer Zeit. Als sie ihre Vorhersagen verraten und damit das Leben der Leute besser machen konnten.

Heute ist die Welt anders. Und unsere Rolle auch. Orakel haben einst mit den Führern der Zivilisation zusam-

mengearbeitet, um die Zukunft zum Wohle der Menschheit zu bilden, zu formen und zu verändern. Doch Korruption führte zu mehreren Katastrophen wie dem Fall des Römischen Reiches und der mongolischen Invasion in China, deshalb haben die Orakel ihre Macht zurückgezogen. Von damals bis zum heutigen Tag folgen die Orakel einem alten Schwur, die Zukunft sich entfalten zu lassen, wie sie möchte. Heute glauben Orakel aber, es sei das Beste, dass keiner die Zukunft sieht. Damit keiner in Versuchung kommt, sie zu ändern.

Damit nicht jemand stirbt, weil ein Orakel nicht die Kraft besitzt, dieser Versuchung zu widerstehen.

Eine hohle Traurigkeit erfüllt meine Brust und ich zwingt sie nieder. Die Vergangenheit ist vorüber. Niemand, nirgendwo, kann etwas daran ändern, was bereits geschehen ist.

Aber die Gegenwart? Damit muss ich zurechtkommen. Die Visionen sind Teil meines Lebens – seit ich mit drei meine erste hatte. Sobald ich dazu fähig war, begann meine Tante Sierra, mich zu lehren, wie ich mich ihnen widersetzen kann.

Man sollte einem Kind niemals die Last der Zukunft aufbürden, sagte sie mir, und ich versuchte, ihr zu glauben, obwohl ich damals begeistert war, dass ich »zaubern« konnte.

Heute weiß ich es besser.

2

Ich bin mehr als bereit, den Tag für beendet zu erklären, als ich in meinen ersten Unterricht gehe: Trigonometrie. Wir besprechen heute eine Klassenarbeit nach, und ich habe Schwierigkeiten, mich zu konzentrieren. Ich habe ein merkwürdig gedämpftes Gefühl in den Schläfen, das fast unmerkliche Gefühl, das normalerweise einer Vision vorausgeht.

Doch ich hatte ja erst am Morgen eine; zwei am Tag sind ziemlich außergewöhnlich. Und diese Vorahnung ist seltsam. Seltsam mag ich nicht. Seltsam ist unvorhersehbar. Normalerweise folgt die Vision, wenn ich dieses Gefühl habe, innerhalb von maximal einigen Minuten. Diesmal hält das Gefühl schon fast eine halbe Stunde an und es kommt immer noch nichts.

Der Unterricht ist fast vorbei, als sich die Dunkelheit in meinen Augenwinkeln sammelt, und es ist beinahe eine Erleichterung, die Stirn auf die Arme zu legen, damit ich es hinter mich bringen kann.

Obwohl alle meine Muskeln angespannt und vorbereitet sind, ist es, als würde irgendeine Macht auf mich nie-

derbrechen, und ich versuche, nicht zu zittern, als sich ein schmerzhaftes Gewicht auf meinen Körper legt.

Diesmal fühlt es sich anders an. Es ist ein Schraubstock, der meinen ganzen Kopf umschließt. Der drückt und drückt. Ein Stöhnen will aus meiner Kehle und ich dränge es zurück.

Ein Orakel verliert nie die Kontrolle. Die Stimme meiner Tante hallt in meinem Kopf wider, doch ihre Worte werden weggeblasen, als ein Sturm wie etwas Greifbares durch mein Gehirn tobt, gegen meinen Schädel hämmert, bis ich ernsthaft fürchte, dass gleich meine Knochen splintern werden. *Was ist das?!* Wie aus weiter Ferne fühle ich, dass meine Finger die Tischkante umklammern, und ich halte still wie eine Statue, gehe sämtliche Taktiken durch, die meine Tante mir beigebracht hat, und neue, die ich mir im Lauf der Jahre selbst ausgedacht habe.

Doch diese Vision ist zu stark. Sie schleudert meine Verteidigungswälle zur Seite wie Küchenpapier, das versucht, eine rasende Rinderherde aufzuhalten.

Innerhalb von Sekunden pulsiert die formlose Gegenwart der Vision um mich herum. Irgendwo höre ich zwar noch Mrs Patterson eine Frage über den Konvergenzradius beantworten, doch ihre Stimme entfernt sich immer mehr, während ich gegen einen Sog kämpfe, der sich anfühlt wie ein reißender Fluss, der mich davonträgt. In meinem Kopf tauchen langsam Schatten auf. Dann wirble ich, falle ich.

Nein, nein, nein!, schreie ich in meinem Kopf und ver-

suche, mich fester an meinen Tisch zu klammern, noch flacher zu atmen.

Keiner meiner Tricks funktioniert.

Solch eine starke Vision hatte ich noch nie. Selbst als ich kleiner war und nicht wusste, wie ich sie kontrollieren kann, haben sie mich nie so überwältigt. Ein winziger Teil von mir weiß, dass ich in der Schule bin, umgeben von anderen Sechzehnjährigen im Klassenzimmer sitze, doch mitten in der Vision erscheinen mir diese Tatsachen so märchenhaft wie Geschichten von Prinzessinnen und Drachen.

Dann hört mit einem blendenden Blitz das Gefühl des Fallens auf, und mein Magen fühlt sich an, als würde er umgedreht.

Meine Füße stehen auf festem Boden.

Ich befinde mich auf dem Fußballfeld der Schule.

Es ist dunkel.

Kalt.

Gänsehaut bildet sich auf meinen Armen und die Luft ist feucht und klamm wie in einem dichten Nebel. Die Vision zieht mich weiter, zwingt mich zu gehen, unterwirft mich ihrem Willen wie ein lebendiges Wesen.

Ich kämpfe gegen jeden Schritt, obwohl ich weiß, dass es zu spät ist. Dennoch wehre ich mich. Weil das von mir verlangt wird. Weil Sierra es erwarten würde.

Weil ich es meinen Eltern schuldig bin, es zumindest zu versuchen.

Ihre Füße sehe ich als Erstes.

Eindeutig eine *Sie* – Füße in braunen Ballerinas mit kleinen Schleifen über den Zehen. Ich konzentriere mich auf diese Schleifen. Den Rest will ich nicht sehen.

Doch sogar wohin ich schaue, kann ich nicht selbst kontrollieren, und mein Blick bewegt sich an ihrem Körper hinauf. Beine, Oberkörper, Schultern, Gesicht. In Gedanken wügte ich und hoffe, mein physisches Ich tut das nicht auch.

Ihre Augen sind offen, blicklos und strahlend blau. Der Blutspritzer quer über ihrer Wange ist so fein, dass er beinahe aussieht wie Glitter. Doch tiefrote Flüssigkeit sammelt sich unter ihrem Hals und tropft immer noch aus ihrem reglosen Körper. Die Pfütze breitet sich aus, während ich zuschaue, und der Schnitt quer durch ihren Hals klafft auf groteske Art, die meinen ganzen Körper rebellieren lässt.

Weg hier!

Ich will am liebsten davonlaufen – *muss* davonlaufen –, doch die Vision ist noch nicht fertig mit mir. Ich konzentriere mich auf den Rest ihres Körpers und entdecke die kleineren Verletzungen, die ich auf den ersten Blick übersehen habe. Ihr Shirt ist um die Taille zerrissen und ein langer, blutiger Kratzer zierte dort die Haut. Ein Messer? Fingernägel? Ich weiß es nicht. Ihr Knöchel ist in einem unnatürlichen Winkel verdreht und ihre Hand ist von den Fingerspitzen an mit Blut bedeckt. Ihr eigenes? Das ihres Angreifers? Das ist unmöglich festzustellen.

Charlotte.

Die Stimme ist fast ein Singsang.

Chaaarlotte.

»Charlotte!«

Ich hebe ruckartig den Kopf und Luft strömt in meine Nase. Mit einem trüben Funkenregen kommt mein körperliches Sehvermögen wieder.

»Ja, Mrs Patterson«, sage ich, sobald meine Kehle lange genug mit dem Würgen aufhört, dass ich sprechen kann. Oder besser: krächzen.

»Nummer dreiundzwanzig«, sagt sie, die Hand auf der Hüfte, mit Verärgerung in der Stimme.

Wie oft hat sie mich aufgerufen?

Ich zwinge meinen Hals, sich nach unten zu neigen; meine Augen haben Schwierigkeiten, sich scharfzustellen, während die Zahlen auf meinem Blatt Papier verschwimmen.

»Einhundertsiebenundsechzig Komma sechs acht«, sage ich, als ich endlich meine Antwort gefunden habe. Ich blicke auf und schaue ihr in die Augen, hoffe, sie wird einfach weitermachen. Mir ist sogar egal, ob die Antwort richtig war. Sie schaut mich kurz prüfend an. Einen Herzschlag lang. Zu lang? Zu kurz? Ich weiß nicht.

»Jake? Vierundzwanzig.«

Danke.

Meine Atmung wird wieder normal, doch meine Finger klammern sich noch immer an die Tischkante, so fest, dass sie bis zum zweiten Gelenk ganz weiß sind. Ich zwinge sie, sich zu entspannen, einen nach dem anderen, doch als ich

die Arme zurückziehe und die Hände zwischen die Schenkel stecke, schmerzen sie von der Anspannung.

Ein Schweißfilm kribbelt auf meiner Stirn, fängt den Luftzug von der Heizung auf, und ich schaudere. Noch mehr Schweiß rinnt mir das Rückgrat herab und sammelt sich unter den Armen. Ich fühle mich eklig und ausgelaugt und will nur noch nach Hause und schlafen.

Und Ibuprofen.

Und etwas, das mich vergessen lässt.

Selbst als ich noch schlechter darin war, die Vorahnungen abzublocken, traten die Dinge, die ich sah, nicht immer ein – die Zukunft ist fließend, und die flüchtigen Blicke darauf, die Sierra und ich bekommen, sind genau das: flüchtige Blicke darauf, wie die Zukunft im Moment angelegt ist.

Doch meine Bilanz ist ziemlich solide. Denn solange man nichts tut, um die Zukunft zu verändern – was ich nie wieder tun würde –, wird sie wahrscheinlich den vorhergesagten Weg gehen.

Mein Herzschlag beschleunigt sich, während ich versuche, mich an jede Einzelheit zu erinnern. Aber es tut beinahe weh, sich zu erinnern. Das krasse Bild des dicken, sirupartigen Blutes, das immer noch aus dem Schnitt quer durch ihre Kehle quillt, dreht mir den Magen um. Es mag genau genommen keine echte Leiche gewesen sein, aber wenn sich nichts ändert, wird sie es sein.

Es klingelt zum Ende der Stunde – schrill und durchdringend, laut genug, um mich für die winzige Sekunde

abzulenken, die ich brauche. Ich ziehe meine Gedanken ab und hole tief Luft, um meine Übelkeit ein wenig zurückzudrängen.

Ich muss hier raus, denke ich, während ich meine Bücher und Papiere in meinen Rucksack stopfe. Raus aus diesem Klassenzimmer, dann wird es besser. Ich kann nach Hause gehen. Eine Runde schlafen. Das alles vergessen.

Mit einem Ruck ziehe ich den Reißverschluss zu, wende mich zur Tür an der Rückwand des Klassenzimmers um, hoffe, ich kann wenigstens den Anschein aufrechterhalten, in einer geraden Linie zu gehen.

Dann erstarre ich.

Bethany lacht und berührt die Schulter ihrer Freundin. Ich habe in der Vision nicht über ihr Gesicht nachgedacht. Bin nicht auf die Idee gekommen, sie zu identifizieren.

Alles, was ich gesehen habe, war der Schnitt. Das Blut.
Sie lebt.

Noch.

Doch sie trägt diese braunen Ballerinas.

3

»**Ich bin wieder da!**«, rufe ich, als ich das Haus betrete.

»Büro!«, brüllt Mom zurück.

Ich habe fast Angst, als ich mich dem umgebauten Schlafzimmer nähere, in dem sie von zu Hause aus Arztberichte für die Krankenkassen tippt. Sieht man mir an, wie gestresst ich bin? Ich hoffe nicht. Ich kann nicht mit ihr sprechen. Nicht darüber.

Sie weiß nicht, was ich tue. Sie darf es nie erfahren.

Ich strecke den Kopf ins Büro und lächle, sehe die glänzenden braunen Haare meiner Mutter, die in perfekten Wellen fallen – im Gegensatz zu meinen, die dieselbe Farbe haben, sich aber kräuseln, egal, welches Produkt ich benutze. Sie ist schlank und hat lange Arme, mit denen sie in der einen Richtung nach einer Akte greift; in der anderen Hand hält sie einen roten Stift; flüssige Bewegungen, beinahe wie bei einem choreografierten Tanz und nicht wie in einem Aushilfsjob, in dem zu arbeiten sie nie erwartet hätte.

Sie sieht perfekt aus, das war schon immer so. Wenn man ihren Rollstuhl nicht bemerkt, würde man davon ausgehen, sie würde aufspringen und mich umarmen.

Doch das ist seit dem Unfall, seit dem sie gelähmt ist, nicht mehr passiert.

Der Unfall, bei dem ich das Leben meiner Tante gegen das meines Vaters eingetauscht habe.

Ich hole Luft und schiebe den Gedanken fort, wie ich es zwanzigmal am Tag tue. Mindestens. Aber heute, wo ich eine Vision hatte, gegen die ich nicht ankämpfen konnte, ist es schwieriger. Wieder eine Vision über einen Todesfall. Das sind die schlimmsten. Die Leute rühmen gerne Helden. Die, die zu Hilfe eilen, ihr Leben riskieren, um jemanden zu retten. Und ich will nicht sagen, dass sie es nicht verdienen; das tun sie.

Aber wisst ihr, was noch schwieriger ist? *Nichts* zu tun. Sich herauszuhalten und schlimme Dinge geschehen zu lassen. Leute sterben zu lassen, weil es so sein soll.

Ich erinnere mich, Sierra kurz nach ihrem Einzug bei uns einmal gefragt zu haben, warum wir nicht handeln. »Wir könnten Superhelden sein!«, argumentierte ich. »Wir sollten Leuten helfen! Wäre das nicht das Richtige?«

»Schau, was passiert ist, als du versucht hast, *mich* zu retten«, sagte sie so sanft, dass ich nicht wütend sein konnte.

Nur traurig.

Am Ende ist es doch nicht das Richtige. Nie. Und so halte ich mich heraus.

Bevor ich die Kontrolle erlangte – als ich meine Visionen öfter sah –, habe ich ein paar Todesfälle vorhergesehen. Autounfälle, Herzinfarkte, solche Sachen. Dinge,

die ich wahrscheinlich auch dann nicht aufhalten könnte, wenn ich es versuchte.

Aber *Mord*? Nur ein Wort der Warnung an Bethany. Dass sie aufpassen soll. Was kann das schon schaden?

Vor allem, wenn die andere Option ist, sie einen entsetzlichen Tod sterben zu lassen.

»Du machst wieder dein Denkerge-
sicht, Charlotte«, sagt meine Mutter und holt mich damit aus meinen Gedanken zurück in ihr wohllorganisiertes Büro.

Ich zwinge mich zu einem Lächeln. »Viele Hausaufgaben«, lüge ich. Nicht, dass ich nicht wirklich einen Haufen Hausaufgaben hätte. Nur dass ich darüber nicht nachgedacht habe.

Sie schweigt kurz und schaut zu mir auf, ihr Gesichtsausdruck ist so sanft und liebevoll, dass ich beim Gedanken an all die Lügen und Halbwahrheiten, die ich ihr täglich erzähle, am liebsten weinen möchte. »Du lernst so hart«, sagt sie leise.

Ich beiße mir auf die Zungenspitze. Das Letzte, was ich verdiene, ist ihr Mitleid. Ich habe nicht zusätzliche Mathe-, Naturwissenschafts- und jeden College-Vorbereitungskurs belegt, weil ich ein Superhirn bin, das total eigenmotiviert und strebsam ist. Ich tue es, weil ich keine Zeit habe, zu viel nachzudenken, wenn ich mein Gehirn genug ermüde. Über die Visionen, über das komplette Fehlen von Freunden und Privatleben, über die Tatsache, dass ich das Leben meiner Mutter zerstört habe und wir jetzt zusammen alt werden, zwei einsame alte Jungfern.

Drei, wenn Sierra bei uns bleibt.

»Ich will schließlich nach Harvard«, sage ich im leichtesten Tonfall, den ich hinbekomme. Das ist auch eine Lüge. Ich werde an die Rogers State in Claremore gehen, ungefähr zwanzig Meilen entfernt, damit ich zu Hause wohnen kann. Aus einer Million Gründen. Weil Mom mich braucht und ich für sie verantwortlich bin. Weil es für mich gefährlich ist, wenigstens halbwegs regelmäßig auf dem Freeway nach Massachusetts zu fahren, denn da kann ich nicht beim ersten Anzeichen einer Vision anhalten.

Weil ich mir niemals mit jemandem ein Zimmer teilen könnte.

Aber Mom muss nichts davon wissen. Noch nicht.

»Ist Sierra zu Hause?«, frage ich, um das Thema zu wechseln. Auch wenn Mom inzwischen praktisch allein für sich sorgen kann, ist Sierra geblieben.

Und auch wenn ich hoffe, dass es nicht deshalb ist, weil sie immer noch glaubt, meine Babysitterin spielen zu müssen, tut sie das irgendwie trotzdem. Mir ist es egal. Relativ. Es bedeutet, sie ist da, und ich kann mit ihr reden, und wir drei kommen wirklich gut miteinander aus. Wie die Gilmore Girls plus eins.

Und ein verdammt riesiges Geheimnis.

Mom erinnert Sierra oft daran, dass wir sie, auch wenn wir sie lieben und sie gerne so lange hier wohnen kann, wie sie will, nicht mehr brauchen und sie gehen und ein »richtiges Leben« führen kann.

Doch Sierra und ich kennen die Wahrheit: Sierra ist

auch ein Orakel, und ihr »richtiges Leben« findet in ihrem Kopf statt. Für Orakel gibt es nicht wirklich eine andere Möglichkeit. Heiraten? Ich bin mir ziemlich sicher, ein Ehepartner würde die ganzen Seltsamkeiten bemerken, die wir nicht erklären dürfen. Ich habe immer gehofft, dass Sierra vielleicht eines Tages diesen perfekten Menschen finden würde, dem sie genug vertrauen kann, um ihm alles zu erzählen. Aber selbst angenommen, Sierra wäre bereit, gegen die Regeln zu verstoßen – würde die Wahrheit denjenigen nicht abschrecken? Und wenn nicht, würde er sie gegenüber allen anderen verschweigen können? Nicht sehr wahrscheinlich.

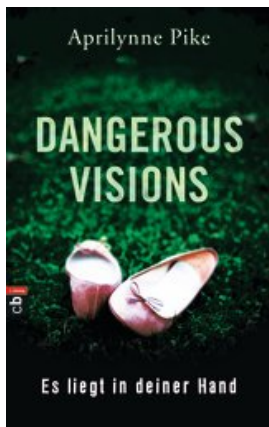
Oder sagen wir, derjenige würde ihr tatsächlich glauben – man müsste ein ziemlich gefestigter Mensch sein, um nicht anzufangen, etwas über seine eigene Zukunft herausbekommen zu wollen. Alle glauben, sie wollen ihre Zukunft kennen.

Sie irren sich.

Also würde es ... einfach nicht funktionieren.

Auf ähnliche Art gibt es auch in meiner Zukunft keinen Seelenverwandten. Nur lebenslanges Versteckspiel. Ich habe das nicht gewählt. Ich würde es auch nicht wählen. Aber so ist es und ich muss das Beste daraus machen. So ist es auch für Sierra. Manche Leute sind klein, andere haben Sommersprossen, wieder andere sehen die Zukunft. Es ist alles genetisch bedingt.

»Ich glaube, ja«, sagt Mom, und ich habe vergessen, was ich gefragt habe.



Aprilynne Pike

Dangerous Visions - Es liegt in deiner Hand

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 384 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-15994-1

cbj

Erscheinungstermin: März 2015

Ob morgen jemand stirbt, das weißt nur du allein

Viele träumen davon, für die 16-jährige Charlotte ist es ein Fluch: in die Zukunft blicken. Denn Charlotte ist ein Orakel und wird von Visionen heimgesucht – und sie muss dagegen ankämpfen, um jeden Preis. Nichts ist schlimmer als die Zukunft zu ändern, das hat Charlotte im Alter von sechs Jahren am eigenen Leib erfahren. Damals hat sie einen Unfall verursacht, bei dem ihr Vater starb. Doch als Charlotte es einmal nicht schafft, eine sehr mächtige Vision zu bekämpfen, sieht sie etwas, das ihr schier den Atem nimmt: Eine Mitschülerin liegt auf dem Fußballfeld der Schule – ermordet. Am nächsten Morgen sind diese Bilder auf jedem Fernsehsender zu sehen, und nach einer weiteren Mordvision beschließt Charlotte zu handeln: Sie will in die Vision zurückkehren und den Mord verhindern. Etwas, das sie niemals tun dürfte ...